



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 5. Die Lochauer Heide und
Annaburg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kulturleben, es bildete sich ein lebhafteres Interesse für die weltbewegenden Ideen, und was es an religiösem Schatz und wissenschaftlicher Arbeit angesammelt hatte, das wurde die Grundlage für die theologische und die Kulturarbeit des neunzehnten Jahrhunderts.


Wie weit die am Tübinger Stift angebrachte Inschrift *Clastrum hoc cum patria statque caditque sua* Recht behalten wird, kann freilich erst die Zukunft lehren.



Kursächsishe Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

5. Die Lochauer Heide und Annaburg

eit den Tagen meiner Schulzeit beschäftigt mich die Lochauer Heide. Es fiel damals noch niemand ein, dem Knaben einen historischen Atlas in die Hand zu geben; mich aber hätte ein solches Buch, das mancher moderne großstädtische Gymnasiast als eine „Last zu andern Lasten“ legt, beglückt, denn ich verspürte von jeher einen innern Drang nach räumlicher Anschauung der geschichtlichen Ereignisse; und als nun eines Tags in der Geschichtsstunde die Verträge von Lochau und Chambord erwähnt wurden, durch die sich Kurfürst Moriz mit Heinrich II. von Frankreich zum Kampfe gegen Karl V. verbündete, vermochte ich mit meinen bescheidenen geographischen Hilfsmitteln zwar den fremdländischen Prachtbau, nicht aber das schlichte heimische Jagdschloß nachzuweisen. Die Kameraden wußten auch nichts davon, und den Geschichtslehrer wagte man nicht zu fragen. So umwob sich mir das rätselhafte Lochau mit dem Schimmer des Geheimnisvollen — und erst ein Jahrzehnt später, als ich selbst — allerdings nur in Quarta — die sächsische Geschichte vortrug, lüftete sich mir der Schleier durch die späte Erkenntnis, daß das alte Lochau seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden, sondern in Annaburg umgetauft worden sei. Dann bin ich wohl auch einmal auf dem Wege nach Wittenberg mit dem Schnellzuge quer durch die Lochauer Heide geflogen und freute mich, aus der Ferne im Abendschein einen hochragenden Erker des Schlosses über den Kiefernwipfeln leuchten zu sehen, aber mein alter Wunsch, die Geheimnisse dieses Waldes und seines Schlosses zu erforschen, wurde doch dadurch nicht gestillt.

Nun war ich aber, nachdem ich tagelang die Heide wie eine schwarze Zauberdecke vor mir gesehen und ihre äußerste Peripherie von Süden und Osten her umwandert hatte, endlich wirklich so weit, daß ich vom Dorfe Labrun her ins Innere vordringen konnte. Als die ersten dürrn Zweige unter mir knackten, und mein Fuß auf weichen, braunen Kiefernadeln stille stand, hätte es mich gar nicht gewundert, wenn mir ein zottiger Bär über den Weg getrottet wäre, oder wenn Böcklins „Schweigen im Walde,“ die

holdseligste Maid mit den Märchenaugen auf dem sagenhaften Einhorn, plötzlich vor mir aufgetaucht wäre, so sehr hielt die Romantik der Knabenzeit meine Sinne gefangen. Aber ich wurde gar bald ernüchtert, als ich das Geleise der Eisenbahn überschritt und durch eine wohlgepflegte, mit neumodischen Willen besetzte Allee auf den langgestreckten, mit einem Lindengange geschmückten Markt des Fleckens Annaburg gelangte. Der Ort ist weitläufig gebaut und still, etwa wie das bei dem sächsischen Moritzburg liegende Städtchen Eisenberg; nur wenige große alte Häuser, wie die ehemalige „Schöfferei“ am Markt und der inmitten herrlicher Garten- und Parkanlagen liegende „Forstthof,“ ehemals der Sitz des „Oberforst- und Wildmeisters,“ jetzt die Wohnung eines Oberförsters, erzählen von der alten kurfächsischen Herrlichkeit.

So wendet sich alles Interesse dem Schlosse Annaburg zu. Eine Steinbrücke führt über den Wassergraben, der die Annaburg einst auf allen Seiten umgab, und durch ein turmgekröntes Thor in den großen Hof, der sich zwischen dem niedrigeren Vordereschloß und dem vier Stockwerke hohen Hauptbau, dem Hinterschloß, erstreckt. Das Hinterschloß, das ehemals auch rings von Wasser umgeben war, ist ein gewaltiger Bau mit der Grundfläche eines unregelmäßigen Vierecks, über dessen Seiten und Ecken zahlreiche Erkertürme hervorragen und so die Fassade phantasievoll unterbrechen. Im Innern liegt ein mit zweistöckiger Loggia gezielter Lichthof, aus dem sich die in einem Turm spiralförmig geführte fahrbare „Bergtreppe“ zu den obern Geschossen emporwindet. Das Schloß beherbergt jetzt ein Militärknabenerziehungsinstitut des Deutschen Reichs, wo etwa fünfhundert Söhne verstorbenen oder mit dem Zivilanstellungsschein aus dem Heer oder der Marine ausgeschiedener Unteroffiziere vom ersten Lebensjahre an bis zur Konfirmation kostenfrei erzogen werden. In Verbindung mit diesem Institut steht die benachbarte Unteroffiziersvorschule, und es wird eigentlich erwartet, daß der in Annaburg konfirmierte Knabe, wenn er die körperliche Tauglichkeit hat, in diese Unteroffiziersvorschule übertrete, aber das ist nicht eben oft der Fall. Der geistliche Inspektor der Anstalt selbst hat sich im Jahre 1888 in der Festschrift zu ihrer einhundertfünfzigjährigen Jubelfeier darüber ausgesprochen mit Worten, die überhaupt über die Ergebnisse der Annaburger militärischen Erziehung zu denken geben. Pfarrer Gründler sagt in der genannten Schrift Seite 593: „Das Natürlichste, sollte man meinen, wäre, daß, wer körperlich brauchbar sei, am liebsten zur Unteroffiziersvorschule überginge. Aber nein, drüben müssen sie »zu feste schuften«; so treten die allermeisten lieber später freiwillig in die Armee ein und zunächst in das bürgerliche Leben zurück. Als ob hier jeder zweite Tag ein Feiertag und die Arbeit ein Spielwerk wäre! Und was werden nun die Annaburger Jungen? Ein guter Teil wählt ein Handwerk, doch beileibe nicht die Schneiderei oder die Schuhmacherei; für diese beiden sind die Annaburger Herren Jungen zu fein. Ein verhältnismäßig großer Teil tritt in die Schreiberlaufbahn ein als die bequemste und nach Knabenbegriffen anständigste. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Anschauungsweise nicht zum wenigsten durch den bunten Rock hervorgerufen wird. So ein forscher Annaburger Junge, zumal wenn er Aufseher ist, hat einen gewissen »Tick« und kommt sich zu

gut für ein gewöhnliches Handwerk vor. Auch wird ihm später, wie das mehrfache Klagen bezeugen, das Gehorchen nicht immer leicht, weil er selber als Aufseher das Kommandieren zu sehr gelernt hatte.“ Liegt es unter solchen Umständen nicht nahe, den bunten Rock aus dem Knabeninstitut wegzulassen und ihn erst denen zu geben, die zur Unteroffiziersvorschule übergetreten sind?

Doch es ist nicht unsre Aufgabe, weiter an die schwierige Frage zu rühren, wie sich die notwendige Anzahl guter Unteroffiziere für das deutsche Heer beschaffen lasse. Uns interessierte für den Augenblick mehr das rein Menschliche, das lebhafte Getreibe der fünfhundert Soldatenjungen auf dem Spielplatz, den Treppen und Korridoren des Schlosses. Das war nun freilich ein andres Bild als das der bei aller Heiterkeit sittsamen und züchtigen Mädchenschar in Preßsch: und das muß wohl so sein, denn hier sollen nicht sanfte Lämmer, sondern Soldaten herangebildet werden, die im Kampfe ihren Mann stellen, daher das Schimpfen und Schreien, das sich Knuffen und Balgen. Auch die Innenräume und namentlich die Schlafsäle standen, weil dichter belegt, weit hinter der Anmut der Preßscher Verhältnisse zurück. Impressionierend aber waren die Einrichtungen der großen Küche, in der man gerade in einem ungeheuern Kessel einen duftenden Katao bereitete, der dann als Nachmittagsstärkung aus altväterischen großen Zinnbechern genossen wurde.

Die unmittelbare Umgebung des Schlosses hat während der letzten hundertfünfzig Jahre viel verloren: es liegt am Nordende eines großen, einst wohlummauerten Tiergartens, um den ein „Kanal oder Schiffahrtsgraben“ herumgeführt war; noch um das Jahr 1700 gab es in diesem Tiergarten einen Glentierstall, eine Fasanerie, einen großen Lustgarten mit einem ansehnlichen Gartenteiche, zahlreiche Salzlecken und Fischbehälter. Davon ist nichts übrig als Spuren der Mauer. So ist jetzt in Annaburg außer dem Schlosse selbst nicht viel zu sehen, deshalb setzten wir, nachdem uns der alte Gasthof „Zum Anker“ durch ein treffliches Mittagsmahl gestärkt hatte, unsern Weg südostwärts fort quer durch den Wald in der Richtung nach Herzberg und hofften irgendwo in der unberührten Natur die Stimmung wiederzufinden, die uns beim ersten Betreten der Annaburger Heide ergriffen hatte. Und so geschahs. Nach einstündiger Wandrung durch hohen und niedern Kiefernwald an einer ehemaligen Bechhütte vorüber, wo uns das ruhige Gewässer des Neugrabens vertraulich wie alte Bekannte grüßte (siehe 1901, IV, 649), gelangten wir zu der an eben diesem Neugraben liegenden Heidemühle, einer Landschaft von so romantischer Versunkenheit, daß sich davor die nüchterne Gegenwart wie in einen Nebel verflüchtigte. Die schwarze Moorerde, auf der die Heidemühle steht, ist durch Flechtwerk eingefaßt, damit sie nicht im Graben versinke. Das Haus selbst uralt mit geborstenen Mauern, deren Risse der immergrüne Epheu mitleidig umkleidet, Radstube und Rad nur noch in alterstgrauen, verwitterten Trümmern vorhanden, an denen in immer gleicher Melodie das gold- und sammetbraune Wasser vorüberzieht, die Ufer umsäumt von blauen Glockenblumen und roten Weidenröschen, über denen zwei späte Falter stille Kreise ziehn, alles so still und einsam, daß man kein lautes Wort zu sprechen wagt,

um nicht den hundertjährigen Schlummer zu stören; und damit der Kontrast nicht fehle: im verwilderten Garten die Bäume frozend voll rotbäckiger Äpfel, und darunter ein blondes Kind in seinem Wagen schlummernd, das Ganze ein Stück Worpzweide im alten Kursachsen. Hier ist der rechte Ort zu träumen und zu sinnieren und Bilder der Menschen und der Vorgänge zu erwecken, die einst diese stille Heide belebten. Ist doch eine der ältesten Urkunden dieses Lebens an eben dieser Stelle der schwarzen Erde entstiegen und zwar in Form eines Bildes (siehe S. 375).

Die Lochauer Heide, in deren Mitte wir hier stehen, ist das größte Waldstück, das von dem sich einst zwischen Elbe und Schwarzer Elster erstreckenden Urwald übrig geblieben ist. Von Norden nach Süden etwa 18 Kilometer lang und durchschnittlich 12 Kilometer breit, ist sie größtenteils von Kiefern bestanden, zwischen denen sich hier und da Gruppen von Eichen und Birken finden. Doch müssen einst der Eichen viel mehr gewesen sein, da ihre Früchte die Hauptnahrung der damals hier massenhaften Wildschweine ausmachten; ebenso waren früher viel mehr Wassergräben, Sümpfe und Wasserlachen vorhanden als heute; der große Schwanensee z. B. östlich von Dautzsch, einst der Schlupfwinkel von Wasservögeln aller Art, ist jetzt fast ganz ausgetrocknet. Die Verminderung des Wassers in diesen Gegenden hängt wohl mit der fortgeschrittenen Eindeichung der Elbe zusammen. Über die Zeit der Entstehung des Ortes Lochau und seines Schlosses läßt sich nichts bestimmtes ermitteln. Doch kann man aus einem im sechzehnten Jahrhundert in der Nähe aufgefundenen Urnenfelde schließen, daß hier schon in slawischen oder vor-slawischen Zeiten eine Siedlung vorhanden war. In die Geschichte tritt die „Lochau“ gleich als kurfürstlich askanisches Jagdschloß ein, und zwar als Schauplatz eines bösen Verhängnisses. Nachdem schon im Jahre 1406 im nahen Schlosse Schweinitz (nördlich von Lochau an der Schwarzen Elster) die askanischen Prinzen Wenzel und Siegismond nebst dem Hofmeister und sechs Edelknaben von einem einstürzenden Turme erschlagen worden waren, brannte das ebenfalls baufällige Schloß Lochau in einer Sommernacht des Jahres 1422, während der Hof im tiefsten Schlummer lag, so schnell ab, daß der letzte Askaniere, Albrecht III., von einem Jagdhunde geweckt, nebst der Kurfürstin zwar noch aus den Flammen entkam, aber zusehen mußte, wie fünfzehn Ritter, Frauen und Diener durch das Feuer umkamen. Er wurde vor Schrecken darüber krank und starb am 25. Juli 1422 in Wittenberg: so nahm also das Ende des ruhmreichen askanischen Hauses in der Lochau seinen Anfang.

Die wettinischen Kurfürsten stellten das Schloß wieder her und besuchten es öfter. Eine besondere Vorliebe für die stillen Jagdschlösser im Gebiet der Schwarzen Elster hatte Friedrich der Weise. In Schweinitz hatte er — nach einer nicht ganz sicheren Überlieferung — in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober 1517 den berühmten Traum: er sah, wie ein Mönch an seine Wittenberger Schloßkirche Worte mit so grober Schrift schrieb, daß man sie in Schweinitz lesen konnte. Dabei wuchs die Feder des Mönchs vor den Augen des Träumenden so ins Riesengroße, daß sie endlich mit dem oberen Ende bis nach Rom reichte, einem dort liegenden Löwen (Leo X.) Kopf und

Ohren durchbohrte und die Krone des Papstes ins Wanken brachte. Entsetzt wollte der Kurfürst den Arm ausstrecken, sie zu halten — da erwachte er. Im achten Jahre danach, am 5. Mai 1525, starb Friedrich der Weise im Schlosse zu Lochau, und zwar auch unter Zeichen und Wundern, wie es dieser Zeit gemäß war. Luther, der sich damals mitten in den Sturm des Thüringer Bauernkriegs begeben hatte, um die Aufrührer durch seine Predigt zu beruhigen, schrieb danach in einem Briefe: „Mein gnädigster Herr, der Kurfürst, ist mit sanftem Mut und frischer Vernunft christlich und selig gestorben. Das Zeichen seines Todes war ein Regenbogen, den wir, Philippus und ich, sahen in der Nacht über der Lochau.“

Auch weiterhin liegt der Schimmer des Geheimnisvollen über der Lochau. Denn auch die seltsame Geschichte des Magisters Stiefel, von der vielleicht das alte Studentenlied:

Stiefel muß sterben

einen Nachhall bewahrt, hat sich hier zugetragen. Magister Michael Stiefel war ein schwäbischer Augustinermönch aus Eßlingen, der, um des Evangeliums willen aus der Heimat vertrieben, 1528 durch Luthers Verwendung die Pfarrstelle zu Lochau erhielt. Stiefel war aber nicht nur Theolog, sondern hatte auch eine ausgesprochne Neigung zur Mathematik und zu kabbalistischer Zahlen-Symbolik. Namentlich beschäftigte ihn das Problem, die Zeit des jüngsten Gerichts und der Wiederkunft Christi zu berechnen. Schließlich glaubte er, durch arithmetische Umdeutung und Kombination einiger Schriftworte den 19. Oktober 1533 als den Tag des Weltgerichts gefunden zu haben. Er teilte dieses Resultat seinem Freunde Luther mit, und dieser warnte ihn gebührend vor solchem überklugen Spintisieren. Aber die Abgeschlossenheit von andern Studierten, in der Stiefel zu Lochau lebte, führte ihn immer wieder auf sein Problem zurück. Ich muß mir ihn vorstellen, wie er in den langen Winternächten, während der Wolf in der Heide heulte und der Uhu vom Schloßturme krächzte, in der Studierstube immer wieder vor seinen Zahlen saß, oder wie er sein Geheimnis hinaustrug unter die rauschenden Niesen des Waldes, bis ihm endlich seine Meinung zum unerschütterlichen Axiom geworden war. Nun predigte er auch öffentlich vom nahen Weltuntergang, und darüber geriet die ganze Gegend in Aufregung. Schon einige Tage vor dem 19. Oktober 1533 war die Lochau voll von Leuten, die sich von Stiefel auf das Ende aller Dinge vorbereiten ließen. Als nun der verhängnisvolle Tag anbrach, war alles in der Kirche versammelt. Da ließ Stiefel das Vieh aus der Stadt treiben, weil dieses zuerst sterben werde, damit nicht die Bürger durch solchen Anblick erschreckt würden; und als nun dabei das Horn des Hirten ertönte, meinten manche der Schwärmer schon die Posaune des Erzengels zu vernehmen. Bald darauf schloß Stiefel seine Predigt mit den Worten: „Er wird kommen, kommen, kommen“ und tröstete die klagenden Weiber. Aber die achte Stunde, die er für den Beginn des Weltgerichts berechnet hatte, ging vorüber — und um neun Uhr wurde Stiefel von Beauftragten des Kurfürsten festgenommen, und damit er nicht weiteres Unheil anrichtete, nach Wittenberg gebracht. Luther sah in dem ganzen Vorgang nichts

als eine kleine Anfechtung; nur beschwerte er sich später: „Es hat mir mein Lebtag kein Widersacher so böse Worte geben als er.“ So wurde Stiefel schon 1535 wieder als Pfarrer in Holzdorf — nordöstlich von Lochau — angestellt und verwaltete sein Amt getreulich, bis ihn 1547 die plündernden spanischen Soldaten von seiner Pfarre vertrieben. Er starb 1567 in Jena und zwar als ein hochberühmter Mathematiker. Cantor schätzt Stiefels Verdienste um die Mathematik so hoch ein, daß er ihm im zweiten Bande seiner Geschichte der Mathematik ein besonderes Kapitel widmet und sein Urteil über ihn dahin zusammenfaßt, daß wir in ihm einen wenn auch leider von Verschrobenheiten nicht freien, schöpferischen mathematischen Geist zu bewundern haben, den ersten großen deutschen Zahlentheoretiker.

In den kritischen Zeiten des Protestantismus wurde die stille Lochau oft aufgesucht zu geheimer Zwiesprache der Fürsten untereinander. Es war nicht weiter auffällig, wenn sich deutsche Fürsten nachbarlich auf einem Jagdschlosse trafen. Galten doch die Jagd und die damit verbundenen Trinkgelage als die natürlichsten fürstlichen Vergnügungen. Aber im engern Kreis, beim lodernen Kaminfeuer, fiel auch manches gefährliche Wort, wurden die Verschwörungen evangelisch-fürstlicher Libertät gegen den katholisch-kaiserlichen Absolutismus zustande gebracht. In andern Fällen benutzte man die gemeinsame Jagd und den gemeinsamen Trunk, um die innerste Herzensmeinung eines Gegners zu erforschen. Man rechnete darauf, daß die gute Laune und der Wein auch eine sonst verschwiegene Zunge löse — und besonders der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, sonst ein durchaus geradsinniger Mann, war dafür bekannt, daß er dieses Mittel der Kundschaft wohl zu brauchen verstehe. So lud er im September 1545, als seine Beziehungen zum Herzog Moritz schon gespannt waren, diesen zur Jagd nach Schweinitz; dabei wurden ein Herr von Schönberg und Graf Georg von Mansfeld derart „zu Boden gesoffen,“ daß sie nach Wittenberg gefahren werden mußten; dort starb der Schönberg, und Mansfeld entging nur knapp dem Tode. Wenig Tage später war der Kurfürst Morizens Gast auf dem Schellenberge (jetzt Schloß Augustusburg bei Chemnitz); dort legte er ihm die verfängliche Frage vor, ob er etwas davon wisse, daß dieses Jahr einer aus seinen Landen vertrieben werden solle — aber Moritz scheint nichts verraten zu haben, nur melden die Zwickauer Annalen, daß nach einem „groß überschwänglich Saufen“ der Herzog Moritz, der in diesen Dingen dem Vetter schlechterdings nicht gewachsen war, „eine lange Zeit hat bekreisten(?) müssen und in einer Senften gen Dresden sich hat tragen lassen.“

Auch in der Lochau fanden in der langen Reihe von Jahren, während deren der Schmalkaldische Krieg vorbereitet wurde, fürstliche Zusammenkünfte statt, die nicht nur dem Jagdvergnügen, sondern auch religiös-politischen Verhandlungen dienten. Ich hebe eine von diesen Zusammenkünften hervor, weil wir von ihr auf merkwürdige Weise Kunde erhalten haben.

Im Jahre 1775 fand der sächsische Ingenieurhauptmann Afer im Neugraben unweit unsrer Heidemühle ein altes auf Holz gemaltes Bild, das noch wenig Jahre zuvor an der Herzberger Straße neben dem Neugraben unter

einem Wetterdache gestanden hatte, dann aber umgebrochen und ins Wasser gefallen war. Darauf waren die Porträts der drei Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Hermann V. von Köln und Joachim II. von Brandenburg mit entsprechenden Inschriften gemalt; über dem Ganzen stand geschrieben: „Anno 1546 den 16. Sept. Rahmen diese drey Fürsten in der Lothauer Heide an Einer Eiche zu Sammen.“ Aſter meldete seinen Fund an höchster Stelle; aber die angeordnete Wiederherstellung des Denkmals ist wohl kaum ausgeführt worden. Ich weiß auch nicht, was aus dem ehrwürdigen Bilde geworden ist. Glücklicherweise aber hat es Aſter ganz genau kopiert und diese Kopie nebst einigen darauf bezüglichen Notizen an die Herausgeber der „Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte,“ Grundig und Kloßsch, gesandt, die das Bild in Kupferstich mit allem, was sie darüber herausbringen konnten, im zwölften Bande der genannten Zeitschrift, Seite 346 f., veröffentlichten. Unter dem Bilde standen noch die Worte: „Friedrich August König in Pohlen u. Churfürst zu Sachsen hat den . . . An . . .“ Das übrige war nicht mehr lesbar. Aber soviel ist klar, daß August der Starke zu irgend einer Zeit das im Laufe der Jahrhunderte verblichne Bild hat auffrischen oder von Grund aus erneuern lassen. Den Zeitpunkt kann man leicht erraten; es geschah vermutlich im Jahre 1730 zur Zeit des großen Lustlagers von Zeithain, als von der gleichfalls in stand gesetzten Richtenburg aus den fürstlichen Gästen zu Ehren eine große Hofjagd in der Lothauer Heide abgehalten und die ganze Heide dazu sozusagen „neu vorgerichtet“ wurde. Zum Überfluß hatte sich noch zu Asters Zeiten in der Heidemühle selbst die Überlieferung erhalten, daß sich dort 1730 ein Maler längere Zeit aufgehalten habe, um das alte Bild zu erneuern.

Soweit wäre nun alles in Ordnung, wenn uns nicht das Datum der Überschrift: „Anno 1546 den 16. Sept.“ ein schweres Rätsel aufgäbe. Es ist unmöglich richtig, denn der sächsische Kurfürst war den ganzen September 1546 durch nicht in der Heimat, sondern beim Heere der Schmalkaldner in Süddeutschland. In der That haben auch schon Grundig und Kloßsch einen Irrtum des Malers bei der Erneuerung angenommen; und neuerdings hat Warrentropp in seinem Buche über Hermann von Wied, Seite 83, wohl mit Recht, eine Stelle aus Seckendorfs Commentarius de Lutheranismus 3, 137 mit diesem Bilde kombiniert, wonach die genannten drei Fürsten im Herbst 1536 in der Umgebung von Torgau gejagt haben. Also muß man wohl annehmen, daß der Maler im Jahre 1730 eine verwischte 3 des alten Originals fälschlich für eine 4 gelesen hat. Sicherlich hat der Kurfürst Johann Friedrich am 16. September 1536 seine beiden Gäste für die Sache des Evangeliums und für den Schmalkaldischen Bund zu gewinnen gesucht. Hinsichtlich der Religion hatte er auch Erfolg. Denn 1539 that Hermann von Wied die ersten Schritte, sein Erzbistum zu reformieren, und der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg genoß am 1. November 1539 zu Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Aber um für ihre Religion „Gut und Blut aufzusetzen,“ wie es der sächsische Kurfürst nachmals that, dazu waren beide zu zaghaft. Hermann von Wied sah sich noch vor dem Ausbruch des Schmalkaldischen

Kriegs mit Exkommunikation und Absetzung bedroht, und Joachim unterstützte sogar den Kaiser im Kampfe gegen die Schmalkaldner mit einer Reiterſchar. Der Schlußakt des Trauerſpiels, worin Johann Friedrich Thron und Freiheit verlor, ſpielte ſich, wie ſchon früher dargeſtellt worden iſt (1901, IV, 648), am Südrande der Lothauer Heide, ſo manche dazu gehörige blutige Episode in ihrem Innern ab. Noch heute heißt einer der ſie durchziehenden Damwege der Silberdamm, weil dort der reichbeladene Wagenzug des Kurfürſten mit dem ſilbernen Tafelgeſchirr, dem gemünzten Gelde und den Schreinen der Kanzlei von den „Huffern“ und andern leichten Reitern des Kaiſers ereilt worden ſein ſoll. Die alte Überlieferung wird beſtätigt durch eine Stelle in der handschriftlichen Geſchichte des Schmalkaldiſchen Kriegs von Wolfgang Lazius, Hofhiſtorio-graphen König Ferdinands. Ende April 1547 ritt Bartholomäus Saſtrow über das Schlachtfeld und durch die Lothauer Heide gen Wittenberg; er konnte es ſich nicht verſagen, die übermäßige Jagdluſt des gefangenen Kurfürſten und ſein Unglück in urſächlichen Zuſammenhang zu bringen: „Hier iſt wohl anzumerken, daß es eben an dem Orte geſchehn iſt, da er ſeine größte Luſt des Wildes halben mit ſeiner armen Unterthanen Unluſt, Beſchwerung und Verderben an Leib und Gut gehabt hat. Auf der Waſtatt ſahe ich noch viele Spuren der Schlacht, zerbrochne Spieße, Zündröhre, Halfter, an den Zäunen liegende Landsknechte, die tödlich verwundet, dazu verhungert und verſchmachtet waren.“

Ein neuer Herr kam über die Lothau, ein feinerer als Johann Friedrich und ſeine Vorfahren, aber eben darum wurde er auch dem Kaiſer weit gefährlicher: Kurfürſt Moriz.

Es iſt ein hoher Genuß, das herrliche, vielleicht Tizianiſche Porträt des erſten albertiniſchen Kurfürſten zu betrachten, das als teuerſtes Andenken an den Gründer der drei ſächſiſchen Fürſtenſchulen im Synodalzimmer von St. Afra in Meißen verwahrt wird. Feſt und männlich, beſonnen und kühl ſchauen die blauen Augen aus dem feingefchnittnen ſchmalen Antlitz mit dem wohlgepflegten rotblonden Barte auf den Beſchauer hernieder; und ſo oft auch kurzſichtige Zeitgenoffen ihn als den „Judas von Meißen“ und ſpättere oberflächliche Beurteiler als gemeinen Verräter gebrandmarkt haben, dieſes Auge verrät nichts von ſolcher Niedrigkeit, es verrät vielmehr den ſinnenden Staatsmann, deſſen Geiſt auch verſchlungne Pfade zu wandeln, ſchwere Irrungen zu löſen verſteht. Und nun vollends dieſer feſtgeſchloſſene ſeine Mund mit einem Zuge von herber, faſt ſchmerzlicher Reſignation, der viel eher Gewiſſenskämpfe ahnen läßt als leichtfertige Selbſtzufriedenheit! An der Schwelle des Mannesalters hat ihn die tückiſche Kugel hinweggerafft, ehe er Zeit fand; den Abſolutismus, der ſeinem hochentwickelten Lande damals allein eine moderne, geordnete Verwaltung und Sicherheit vor den Übergriffen eines ſehr begehrlichen Adels geben konnte, nach allen Seiten hin zu befeſtigen, ehe er Zeit fand, den ſpäter von Pufen-dorf wieder aufgenommenen Gedanken zu fördern, daß Deutſchland unter Ausſchluß des antinationalen Kaiſerhauſes durch eine Anzahl größerer, unabhängiger Staaten neu geordnet werden müſſe. Aber eine Ahnung davon, was Moriz bei längerem Leben für Deutſchland hätte werden können, hatten auch ſeine

Zeitgenossen, und es war ein Ton echter Trauer, wenn ein unbekannter Sänger bei seinem Tode in die Worte ausbrach:

Mit Schwarz thu dich bekleiden,
O deutsche Nation!
Reu, Klag und hab groß Leiden,
Ist dein Held davon,
Deins Reiches Schutz und Vater gut
Moritz, der Fürst von Sachsen,
Der hat ein starken Mut!

In vielen „Tagungen“ mit andern Fürsten und fürstlichen Räten war Moritz seit dem Jahre 1550 bemüht, gegen Karls V. Tyrannei, gegen die den Deutschen auferlegte „viehische Servitut“ „viel gute Leute an den Tag zu bringen.“ Aber er mußte mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehn; Zusammenkünfte mit den Ernestinern in Naumburg, mit Markgraf Hans von Küstrin und andern Fürsten in Torgau (Mai 1551) waren am kaiserlichen Hofe nicht unbemerkt geblieben. So kam es für ihn darauf an, einen möglichst entlegnen und verschwiegnen Ort zu finden, wo das werdende Einverständnis der Fürsten untereinander und mit dem Auslande, namentlich mit Frankreich, zum Offensivbundnis verdichtet werden könnte. Dazu wählte er die Lochau. So ritten denn im September 1551 die beteiligten Fürsten und Räte, als ob es sich um die gewöhnliche Herbstjagd handle, ohne alles Gepränge in Lochau ein; es waren außer dem Kurfürsten Moritz der Markgraf Hans von Küstrin, zugleich mit den Vollmachten Albrechts von Preußen und Heinrichs von Mecklenburg, ferner die Räte Schachten und Bing für den Landgrafen Wilhelm von Hessen und endlich als Bevollmächtigter Heinrichs II. von Frankreich Johann de Presse (Frazineus), Bischof von Bayonne. Er kam sicherlich unter falschem Namen und in irgend einer Verkleidung; denn daß der Kurfürst einen Abgesandten des französischen Königs beherberge, das durften weder die Hofdienerschaft noch die Bürger des Städtchens erfahren.

Es kamen nun bewegte Zeiten für Schloß und Heide: am Tage erscholl das Hifthorn und das Klaffen der Meute um die alten Mauern, am Abend aber sahen sie die geheimen Beratungen in ihrem Innern. Stürmisch genug aber sahen sie dabei her, wenn der Wein die Köpfe erhitzte, zumal zwischen dem Kurfürsten Moritz und dem Markgrafen Hans: der Geist der neuen und der Geist der alten Zeit standen sich in diesen beiden gegenüber. Moritz, der humanistisch und — im guten Sinne des Wortes — machiavellistisch gebildete Politiker, der die beengenden Fesseln mittelalterlicher Vasallentreue und die Einseitigkeit eines rein religiösen Standpunktes überwunden hatte, stellte die Erledigung seines gefangnen Schwiegervaters, die fürstliche Libertät und die nationale Freiheit in den Vordergrund, der andre, ausgestattet mit all der Biederkeit, aber auch mit allen den Fehlern der Schmalkaldner, wollte nur für den protestantischen Glauben das Schwert ziehn; der eine war für eine schnelle und schneidige Offensive, der andre für eine schwächliche Defensive. So gerieten alle bisher erreichten Resultate während der zehntägigen Lochauer Verhandlungen wieder ins Wanken, „denn der Teufel hatte, wo er gekonnt und gemocht, seine

Hinderung nicht allein hundert-, sondern tausendfältig eingeworfen.“ Und am Abend des 3. Oktobers kam es zwischen Moritz und Hans zu einem so harten Wortwechsel, daß weder die Bitten der Hessen, noch die Vorstellungen des Franzosen den Riß wieder zu flicken vermochten. Am nächsten Morgen ritt der Küstriner mitsamt den preußischen und mecklenburgischen Vollmachten „heimlich wie die Kaze von der Böne“ von dannen.

Trotzdem kam am 5. Oktober wenigstens zwischen den in Lochau Zurückgebliebenen ein Vertrag zustande, und dieser erhielt auch am 15. Januar 1552 im Schlosse Chambord schließlich die Bestätigung und Unterschrift Heinrichs II. Diese Ratifikation aber wurde erst gegeben, nachdem der Bischof von Bayonne selbst an den französischen Hof zurückgekehrt war und seinem königlichen Herrn ein aus dem persönlichen Verkehr geschöpftes deutlicheres Bild der diplomatischen Umsicht und kriegerischen Thatkraft des Kurfürsten Moritz entworfen hatte. Wie verblendet waren dagegen die spanischen und die burgundischen Staatsmänner Karls V., allen voran Granvella, der damals offen erklärte: „Der Kurfürst von Sachsen habe so wenig wie der Markgraf von Brandenburg hinreichenden Verstand und Kredit, um eine große Unternehmung zu leiten, beide seien zu beschränkt, um hervorragende Anschläge auszuführen.“ Erst als das kaiserliche Kriegsvolk bei Reutte in Tirol zersprengt, die Ehrenberger Klause erstürmt war und der Kaiser über die Berge flüchten mußte, erkannten sie, daß sie in dem Kurfürsten von Sachsen ihren Meister gefunden hatten. Eine Rolle in der hohen Politik hat die Lochau seitdem nicht wieder gespielt: zwei Jahrzehnte später sanken auch die Mauern des alten Schlosses in Trümmer, aber an seiner Stelle erhob sich bald ein neuer, glänzenderer Sitz fürstlichen Lebens, ein nicht unbedeutendes Zentrum wirtschaftlicher und geistiger Kultur des sechzehnten Jahrhunderts: die Annaburg.

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

Siebentes Kapitel

Wie die Karten gemischt werden



er Herr Obersteiger kam aus der Villa des Herrn Direktors und begab sich in das Förderhaus, über dessen Dache die weißen Dampf- wolken pufften und die Seilräder sich drehten. Der Herr Obersteiger machte ein Gesicht wie ein Bullenbeißer. Als er an den Förderseil trat und sah, wie der Bergmann, der dort die Signale hinab und herauf durch Anschlagen zu geben und abzunehmen hatte, seinen Posten einen Augenblick verlassen hatte, um sich seine Pfeife zu stopfen, hätte er ihn beinahe aufgefressen. Darauf trat er, gefolgt von einem Bergmann, der die Szene mit angesehen hatte, auf die Förderseilbahn, das ist die kastenförmige Bühne, die, an dem